

Erste Eindrücke einer literarischen Reise

von Kirsten Fuchs

Zwei Schriftsteller, ein polartaugliches Boot und als Ziel der 80. nördliche Breitengrad – Kirsten Fuchs schildert ihre ersten Eindrücke eines großen Abenteuers auf einem kleinen Schiff



© Sabine Streckhardt

Windstärke 10 im gefürchteten Skageraak zwischen Dänemark und Norwegen, auf dessen Grund genug Wracks liegen. Auf einem kleinen wild schaukelnden Schiff, mit dem Kopf in einer nach Zwiebackbruch stinkenden recycelbaren Globetrottertüte aus Maisstärke, frage ich mich, was ich hier Schimpfwort-nochmal tue.

Mit dem Kopf unter Wasser und dem Schnorchel über Wasser in einer Bucht auf den Färöer von sanft schwingenden Algen umtanzt und kleinen Fischchen begleitet, frage ich mich, wie geil das denn ist. Wie geil ist das denn?

Es passiert nicht oft, dass das Fernsehen zwei von den Tausenden in Berlin lebenden Autoren fragt, ob sie mit einem Schiff sieben Wochen in die Arktis fahren wollen. Eigentlich ist es mir, bis es passiert ist, noch nie passiert. Volker Strübing auch nicht.

Wir beschlossen, dass Berlin seinen klebrigen Sommer 2008 ohne uns verbringen müsse, packten unsere Fleeceunterwäsche ein und zogen aus, zu sehen, ob die globale Erwärmung schon so weit fortgeschritten ist, dass wir die Fleeceunterwäsche nicht brauchen würden.

Käse-Kette und Galeeren-Regisseur

In Dänemark ist es nicht kalt. Unser Zuhause für die nächsten Wochen, die „Arctic Janus“, liegt im Hafen von Aabenraa und scharrt schon mit der Schiffsschraube. Bevor es losgeht, müssen die Lebensmittel gebunkert werden. Wir geben in einer Kette Käse weiter, Käse weiter und Käse weiter. So lernt man gleich alle kennen, mit denen man die nächsten Wochen verbringen wird, und den Käse der nächsten Wochen lernt man auch kennen. Dann kann es losgehen, dahin, wo die Sonne im



© Sabine Streckhardt

Sommer nicht untergeht. Ein Traum wird wahr: in einer schwankenden Koje schlafen, sich in der Dusche festhalten, als ob man in einer U-Bahn duscht, die Butter rutscht morgens auf dem Tisch hin und her. In Esbjerg ist es auch nicht kalt, aber windig, weshalb man dort dem Wind sehr viele Windräder in den Weg gebaut hat, um die Kraft des ewig verspielten Gesellen zu nutzen, damit ich auch in Zukunft minutenlang unentschlossen vorm offenen Kühlschrank hocken kann. Bevor wir auf eine der Offshore-Windturbinen dürfen, müssen wir ein Überlebenstraining absolvieren. Wir lernen nicht zu erfrieren und nicht zu ertrinken. Das ist auch in meinem Interesse. Die staubige Theorie wird feucht im Hafenbecken vertieft. Wir bekommen ein Zertifikat. Succesfully completed Wind Turbine. Danach heben wir ab. Unser erster Hubschrauberflug, over. Auf den Windturbinen oben ist es irre. Fragt nicht. Stellt's euch vor und noch schöner!

Bei der Überfahrt nach Färöer geht ein Teller kaputt, auf dem blassblau wie eine alte Tätowierung „KDF“ steht. Königliche Dänische Familie, nicht Kirsten die Fuchs.

Der Überlebenstrainer hatte gesagt, dass man sich bei Seekrankheit einfach freuen soll, dass der Körper funktioniert: Er schlägt Lösungen zur Verbesserung der Situation vor. Zum Beispiel Erbrechen. Im Bullauge wechseln sich Horizont und Meer ab. In der Kabine fliegt alles herum. Muss man gar nicht aufräumen, oder immer wieder, wie das meditative Laubhaken. Volker verträgt die Seefahrerei super. Im früheren Leben Schiff gewesen. So wie ich ihn auf dieser Reise als Regisseur kennenlerne – bestimmt Galeere. Auf Färöer ist es schon etwas kälter, aber vor allem neblig. Wir suchen in Tórshavn nach Walfanggegnern und finden keine. Vielleicht hätten wir nicht auf einer Fischfarm suchen sollen. Auf einem Vogelfelsen mitten im Meer krakeelt eine Kolonie Sturmmöwen. Wir sehen Papageitaucher in echt. In einem Laden, in dem man die drolligen Vögel als Plüschtiere und Aufnäher kaufen kann, erwerbe ich ein T-Shirt auf dem steht, dass ich Färöer liebe. Aus den Augen aus dem Sinn: In Island bin ich in Island verliebt.



© Alexander Lembke

Pseudokrater und Mitternachtsonnenbäder

Wir legen in Seydisfjörður an. Skurrile Info: Hier endete das erste Unterseetelefonkabel. Die Info wird nur getoppt von: In der Fischfabrik im Hafen hat Charles Manson mal gearbeitet.

Island besteht allgemein viel aus Wiederholungen, aber wenn was wirklich schön ist, kann's auch mal wiederholt werden. Wasserfälle an Berg sehen immer gut aus. Blaue Blubberblasen, die aus der Erde blubbern und stinken, weil an der Stelle die europäische und die amerikanische Platte auseinanderblubbern, sehen auch schön aus. Auf ihre Art.

Am Mývatn, dem Mückensee, ist es dann das erste Mal so kalt, dass ich mich in ein Straßencafé nach Berlin

wünsche, ohne Handschuhe. Innerhalb von Sekunden hebt ein Schneesturm an, und dann hebt er wieder ab. Nassklamm wandern wir mit Simeon, einem Vogelkundler, um den See herum. Er erklärt uns, was Pseudokrater sind: Krater, die nur so aussehen wie Krater. Das war jetzt eine Pseudoerklärung. Fahrt doch selber hin. Nach Island wolltet ihr doch sowieso mal. Da Isländer auch nicht mehr wie früher größtenteils von Fisch und Schaf leben können, müssen sie jetzt also vom Tourismus oder der Aluminiumproduktion leben. Also, schnell hinfahren, bevor alles voller Fabriken und Staudämmen ist und Island in Krisland umbenannt wird.

Auf Jan Mayen kaufe ich mir wieder ein T-Shirt. Da kann man schon mit protzen, dass man auf dieser kleinen Insel war, die eigentlich nur aus einem schneebedeckten Vulkan besteht und dem, was er in die Gegend gekleckert hat. Sehr überschaubar. Auf der Insel ist eine Wetterstation, auf der 18 Menschen mit norwegischer Staatsbürgerschaft arbeiten und leben. Unsere Fragen nach der Klimaerwärmung werden unhysterisch beantwortet. Das könne man in 70 Jahren genauer sagen. Das ist doch Lottozahlen hinterher wissen. Die Lavagesteinshänge hüllen sich auf der Schlechtwetterseite in dichten, tief hängenden Nebel. Auf der Gutwetterseite nehmen wir unser erstes Mitternachtsonnenbad. Wir haben eine Aufenthaltsgenehmigung von 24 Stunden. Länger dürfen wir nicht bleiben.



© Alexander Lembke

Zwischen Gletscher und Geisterstadt

Auf Spitzbergen dürfen wir dann so gut wie gar nichts mehr. Wir treffen Rolf Stange, unseren Expeditionsleiter. Bei Landgängen beschützt er uns mit Gewehr vor eventuell auftauchenden Eisbären. Hinter jedem Stein könnte einer schlafen und sauer sein, wenn man ihn weckt. Rolf beschützt aber auch Spitzbergen vor uns. Spitzbergens Geschichte ist sehr jung, und darum ist fast alles historisch. Da hier Schmalhans Gärtnermeister ist, muss auch in der Natur alles irre dolle respektiert werden: keine Blumen pflücken, keine Eisbären rumdrehen. Wenn der Mann mit dem Gewehr das sagt, sag ich nichts dagegen. Wir fahren das erste Mal durch Eis. Es knallt an den Bug. Im Eis platzen immerzu Luftblasen. Ein fantastisches Wispern und Knispeln.

Rolf zeigt uns Ny Ålesund, von wo aus Amundsens Zepelin zum Nordpol startete. Wir sind tausend Kilometer vom Pol entfernt. Auf einer Wiese tollt Polarfuchsnachwuchs im zerzauselten Sommerfell. Wir besuchen Pyramiden, eine seit zehn Jahren verlassene russische Bergarbeitersiedlung. Eine bizarre Geisterstadt.

Ein Kreuzfahrtschiff legt an, und über 80 Outdoorjacken rascheln durch den stillen, verfallenen Ort. Kalt ist es inzwischen. Der Gletscher schwitzt trotzdem und kalbt ganze Kühe. Ein überwältigendes Dröhnen und Bersten. Die Seerobben stört es nicht. Sie blinzeln in die Sonne. Ihre Coolness wird nur von den Walrössern übertroffen, die in einem schnaufenden Haufen am Strand liegen.

Häufigste Frage nach der Reise: Und Eisbären gesehen?

Nein! Aber eine Möwe, die direkt auf der Kamera saß und dem Team in Erinnerung rief, dass man nicht alles filmen kann. ■